IX.

Die Zerstörung Magdeburgs.

Von

Rudolf Usinger.

Auf den nachfolgenden Blättern soll durchaus kein neuer Beitrag für das Verständniß eines historischen Ereignisses gegeben werden, das schon so oft mit Gelehrsamkeit und Leidenschaft erörtert ist. Vielmehr bin ich durch die Ueberzeugung zu einer gedrängten Schilderung veranlaßt worden, daß die Frage nach der Schuld oder Unschuld an der Zerstörung Magdeburgs nunmehr für jeden Unbefangenen endgültig beantwortet ist.

Das Bild, welches der „Protestant" Onno Klopp in seinem Leben Tillys von jener fürchterlichen Katastrophe entworfen, hat die bizarre Verdrehung der Tendenz, wie es scheint, bis an die äußerste Grenze getrieben. Weiter hinaus, ist in dieser Zeitschrift bereits von competentester Seite gesagt, kann man in dieser Richtung nicht mehr: der Boden schwindet unter den Füßen. Klopp glaubt bekanntlich, auf Bensens Schultern stehend, die Drahtfäden erspäht zu haben, vermittelst welcher der verruchte Bube Gustav Adolf durch sein Werkzeug Falkenberg die Stadt Magdeburg der Zerstörung überliefert hat. Er hat dadurch eifrige katholische Parteigenossen in solchem Grade befriedigt, daß nicht allein durch populäre Umarbeitungen dafür gesorgt wurde, seine Entdeckung nun auch bald in die vulgäre Anschauung weiterer Kreise eindringen zu lassen, sondern auch der ehemalige Protestant Hurter nichts besseres zu thun wußte, als die Auffassung des

großen Klopp einfach und vollständig für seine schwerfällige Geschichte Ferdinands II zu acceptiren. Mich dünkt, auch die protestantische Partei kann mit der Leistung Klopps sehr wohl zufrieden sein. Sie mag ihm freilich nur schlechten Dank dafür schulden, daß er das Gewicht seiner Deductionen und den Glauben an seine Unparteilichkeit durch die in einem schroffen Parteiorgane freiwillig und nachdrücklich gegebene Versicherung zu erhöhen sucht, er sei ein Protestant. Es wird doch aber hierdurch offen von ihm das Bedürfniß ausgesprochen, den Parteistandpunkt zu bekennen, und diese Offenheit darf vielleicht noch das andere Verdienst etwas erhöhen, nur die Anregung zu abermaliger Durchforschung gegeben zu haben. Diese aber blieb dann, sorgsam und umsichtig namentlich auch von Opel in einer trefflichen kleinen Schrift angestellt, im wesentlichen bei der Auffassung stehen, wie sie sich schon länger, wenn auch in keinem größeren Werke begründet, festgesetzt hatte, so daß dieser Streit im allgemeinen unsere historische Kenntniß weniger bereichert als die bisherige mehr begründet und ihre Richtigkeit im einzelnen dargethan hat.

Ueber die Zerstörung von Magdeburg besitzen wir eine gründliche Untersuchung von G. Droysen, jetzt Privatdocenten der Geschichte in Halle. Er ist zu den „Studien über die Belagerung und Zerstörung Magdeburgs 1631" (abgedruckt in den Forschungen zur Deutschen Geschichte III, 433—606) nicht durch das Werk von Klopp, sondern „im Zusammenhang mit anderen Arbeiten" geführt worden, allein die Wichtigkeit des betreffenden Ereignisses und die literarische Bedeutung, welche dasselbe in neuester Zeit erhalten, bestimmten ihn, ausführlicher auf die Sache einzugehen, wobei ihm unbenutzte Quellen aus den reichen Schätzen des Dresdener Archives sowie Mittheilungen aus verschiedenen Bibliotheken Deutschlands zu statten kamen. Droysens Arbeit, die sich genau auf die Belagerung und Zerstörung der Stadt beschränkt, ist eine rein kritische, in der sogar, vielleicht mehr als wünschenswerth, polemische Bemerkungen gegen andere Schriftsteller möglichst vermieden sind. Eine „Kritik der Quellen" bildet den ersten, eine „Feststellung des Thatbestandes" den zweiten Theil der Abhandlung. In jenem wird namentlich das Verhältniß der einzelnen Quellen zu einander untersucht und über die bedeutenderen eingehend gehandelt. Interessant ist insbesondere, auch nach Opels Erörterung,

der Abschnitt über den eifrigen Papisten Bandhauer, von dem mit schlagenden Gründen nachgewiesen wird, daß er nicht, wie von katholischer Seite behauptet, ein Augenzeuge der Zerstörung Magdeburgs gewesen. Wird auch die Autorität dieses schwerfälligen Zeloten dadurch nicht unerheblich erschüttert, so ist dieser Verlust doch sehr leicht zu verschmerzen, da alle neuern Darstellungen, z. B. von Klopp, Hurter und Droysen, genugsam zeigen, daß die Ausbeute, welche Bandhauers Erzählung für die Feststellung des Thatbestandes giebt, ebenso dürftig ist, wie früher das Geschrei über die große Bedeutung war, die ihr zukommen sollte. Eine sehr dankenswerthe Ergänzung dieser Quellenkunde hat Droysen in den beiden Beilagen seiner Abhandlung gegeben, in denen theils die Druckschriften über die Zerstörung von Magdeburg, theils Lieder und andere Nachrichten aufgezählt oder auch wörtlich abgedruckt sind. — Im zweiten Theil sind die Thatsachen und maßgebenden Verhältnisse in einfacher Zeitfolge nach dem Werthe der verschiedenen Berichte festgestellt worden. Es wurde dabei, was bisher nie geschehen, auch das urkundliche Material in größerem Umfange herbeigezogen und ihm, soweit es zulässig, der gebührende Vorzug vor den schriftstellerischen Nachrichten gegeben. Als Form ist auch hier, wie im ersten Theil, eine fortlaufende Untersuchung der einzelnen Punkte gewählt. Die Untersuchung wird jedenfalls hinfort immer eine gründliche, kritische Vorarbeit für die Geschichte der Belagerung und Zerstörung Magdeburgs sein. In folgendem habe ich nun die von Droysen gewonnenen Resultate insoweit kurz zusammengefaßt, als ich zu ähnlichen Ergebnissen der Forschung gekommen bin, denn allenthalben kann ich mich ihm nicht anschließen. So scheint mir unter anderm der zweimalige Kriegsrath, der doch so ganz schlecht auch nicht beglaubigt ist, von dem Droysen aber nichts wissen will, gar nicht entbehrt werden zu können, um die Bewegungen der Kaiserlichen zu verstehen. Ueberhaupt möchte die Vorsicht bei dieser Feststellung des Thatbestandes hie und da etwas übertrieben sein. So z. B. S. 538 Note 4, wo die Losung: Jesus Maria als „Erfindung" der Arma Suecica verworfen wird, obgleich sie eine briefliche, officiöse Notiz von kaiserlicher und der ehrliche, unverdächtige Thodänus von magdeburger Seite beglaubigen.

Es lag nicht mit in Droysens Absicht zu schildern, wie sich das

Geschick allmählich über die unglückliche Stadt zusammen gezogen. Weil nun aber gerade die Verknüpfung des Ereignisses mit dem ganzen Verlaufe der Dinge ein Moment von großer Bedeutung ist, dieselbe auch durch das Interesse an der Katastrophe selbst meistentheils weniger beachtet wird, so habe ich für sie etwas mehr Raum in Anspruch genommen, als sonst in dem Plan einer kleinen Skizze hätte liegen können.

Eine Verbindung politischer und religiöser Motive hat wie den Beginn und Verlauf des dreißigjährigen Krieges so auch den Antheil der Stadt Magdeburg an demselben bestimmt.

Weder das Staatsrecht damaliger, noch auch jüngerer Zeit hat je einen recht zutreffenden Ausdruck für die zwieschlächtige Stellung gefunden, welche vielen Städten des buntscheckigen deutschen Reichskörpers Jahrhunderte lang angewiesen war. Ihrer Geschichte nach waren sie Landstädte bestimmter Territorien, allein ihre thatsächliche Bedeutung und selbst die Beziehungen zum Reichsoberhaupt stellten sie den eigentlichen Reichsstädten gleich. In einer solchen Stellung befand sich auch die Stadt Magdeburg, als der Krieg ausbrach. Sie war Landstadt des Erzbisthums, dem sie den Namen gegeben. Allein der Genuß realer und wichtiger Privilegien, mehr aber noch eine thatsächlich selbständige politische Bedeutung, die durch zahlreiche Verträge anerkannt war, hatten den Einfluß der Landesherrschaft auf eigentlich städtische Angelegenheiten fast ganz beseitigt. Die Stadt stand vielmehr in fortwährender Verbindung zum Reiche, so daß nun auch die Bürgerschaft stets bedacht war, die Selbständigkeit ihrer Stadt nach allen Seiten hin, sowohl gegen den Kaiser als gegen ihren nominellen Landesherrn, den Erzbischof, zu bewahren und zu schützen. Die Bürger Magdeburgs wurden von dem Bewußtsein beherrscht, daß sie eine selbständige politische Macht darstellten.

Der ganzen Richtung der Zeit entsprechend kam aber solches Bewußtsein, neben den innern Angelegenheiten, vornehmlich bei Religionssachen in Frage. Gerade ihretwegen hatte die Stadt bereits mehrfach gezeigt, daß sie einen eigenen Willen habe und sich keinem Machtgebot füge. Nachdem Magdeburg sich zur neuen Lehre Luthers

bekannt, waren seine Mauern ein Hort des Protestantismus geworden, in dem glaubenseifrige Geistliche zu hunderten die sonst versagte Ruhe, den sehnlichst erwünschten Schutz fanden. Das 16. Jahrhundert brachte deßhalb schweres Ungemach über die Bürger der Stadt, denn diese wollten lieber Acht und Aberacht und eine lange drückende Belagerung ertragen, als daß sie den mächtigen Gegnern nachgegeben und sich dem Interim gefügt hätten. Nun war noch kein Jahrhundert verstrichen seit jener ruhmreichen Vertheidigung der Stadt gegen die Macht des Kurfürsten Moritz. Entartete Söhne hätten die Magdeburger sein müssen, wenn sie nicht, gleich ihren Vätern, bereit gewesen wären, ihre Mauern abermals ein Hort des Protestantismus sein zu lassen, als abermals mit Feuer und Schwert der Kaiser zum Katholicismus bekehren ließ. Und sie waren keine entarteten Söhne. Auch beim Beginn des dreißigjährigen Krieges wurde die Lehre Luthers in Magdeburg hoch in Ehren gehalten, die Geistlichen standen in großem Ansehen, und so feierlich wie hier ist nur in wenig andern Orten die hundertjährige Jahresfeier der Reformation begangen worden. „Die Magdeburger," sagte ein eifriger Papist von dieser Zeit, „hatten von Jugend auf die Ketzerei von ihrer Mutter gesogen, und waren auch in ihrer Eltern Fußtapfen getreten." Doch schien es längere Zeit hindurch nicht erforderlich zu sein, sich auch im 17., wie früher im 16. Jahrhundert so großen Gefahren auszusetzen, um Magdeburg bei dem angenommenen Bekenntniß zu erhalten. Mit dem Kaiser standen die Bürger in gutem Vernehmen und von keiner andern Seite konnte ihnen eine ernste Gefahr drohen. Aber die Sachen änderten sich, und das hieng damit zusammen, daß die Stadt neben dem Kaiser auch noch einen Landesherrn hatte.

Seit der Reformation saßen auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg nur Prinzen des brandenburgischen Kurhauses. Dieselben waren entweder der protestantischen Lehre zugethan oder doch mild gesinnte Katholiken. Nur ein eifriger Anhänger der alten Lehre war darunter, dem aber haben die Magdeburger hartnäckig ihre Anerkennung verweigert. Seit 1598 wurde der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg zuerst als Erzbischof, später, seit seiner Verheirathung im Jahre 1614, als Administrator von Magdeburg anerkannt. Die ersten zehn Jahre seiner Regierung verlebte Christian Wilhelm in

Minderjährigkeit, weßhalb das Domcapitel für ihn regierte und in dieser Eigenschaft als interimistischer Landesherr von der Stadt Magdeburg auch die Huldigung verlangte. Diese weigerte sich auf das bestimmteste und suchte sogar, auf Grund falscher Privilegien, ihre Reichsfreiheit zu erweisen. Der Streit dehnte sich bald über mancherlei andere Verhältnisse aus und wurde so bitter, daß die Stadt später auch dem mündig gewordenen Erzbischof die feierliche Anerkennung seiner Herrschaft versagte. Doch hatte selbst jetzt noch die Stadt weniger von dem Landesherrn als von dem Domcapitel für ihre Selbständigkeit zu befürchten, denn jener war von diesem durch wiederholte Capitulationen, die es ihm abgenöthigt, so sehr eingeengt worden, daß die Regierung des Landes doch thatsächlich auch ferner in der Hand der Domherrn war. Daher ist es begreiflich, daß sich der Administrator seit 1623 auf Seite der Stadt neigte. Mit dem Domcapitel stand er ohnehin bereits so schlecht als möglich. Es hieng das mit den Religionssachen zusammen.

Markgraf Christian Wilhelm, damals ein starrer Anhänger der protestantischen Sache, hatte sich an den Berathungen und Vorbereitungen betheiligt, die schließlich König Christian IV von Dänemark bewogen, in den Krieg, welcher seit einigen Jahren Deutschland zerfleischte, einzugreifen. Er hatte sich hierdurch das schwere Mißfallen des Kaisers zugezogen, der ihn schon jetzt als seinen Feind bezeichnete. Das Domcapitel, darüber erschreckt, und auch aus andern Gründen, widersetzte sich nun des Administrators Ansinnen, namentlich den von ihm befohlenen Rüstungen im Erzstift. Das Domcapitel nahm auf solche Weise von vorn herein eine bestimmte, dem Kaiser wohlgefällige Stellung dem bevorstehenden Kampfe gegenüber ein und hoffte somit das Reichsoberhaupt von Eingriffen in seine Verhältnisse abzuhalten. Als diese Gefahr nun aber trotzdem zunahm, suchte sich das Domcapitel in dem Kurfürsten von Sachsen einen Fürsprecher beim Kaiser zu verschaffen und wählte deßhalb am 8. December 1625 dessen Sohn August wider den Willen Christian Wilhelms zum Coadjutor. Bald aber kam der ganze Norden Deutschlands, nach Besiegung des Dänen, in die Gewalt des Kaisers, und nun begannen sofort die Katholiken die früher von ihnen besessenen Kirchengüter wieder in Anspruch zu nehmen. Die magdeburger Domherren fürchteten mit gutem Grunde,

daß ihnen nunmehr auch ein katholischer Erzbischof vorgesetzt würde, und um das zu vermeiden, erklärten sie lieber den vom Kaiser gewählten Christian Wilhelm für unwürdig und erwählten den Prinzen August anstatt seiner zum Erzbischof. Der Kaiser aber war nicht gewillt sich so wolfeilen Kaufes abfinden zu lassen. Auf den Kurfürsten von Sachsen brauchte er bei der Gunst der Verhältnisse keine Rücksichten mehr zu nehmen; der Papst cassirte auf sein Verlangen Augusts Wahl; das Restitutionsedict vom 6. März 1629 gab einen äußern Vorwand: im Januar 1629 wurde, mit Verletzung kanonischer Satzungen, des Kaisers Sohn, der Erzherzog Leopold Wilhelm, zum Erzbischof von Magdeburg ernannt. Sofort begann man im Erzstift die Huldigung für ihn zu erzwingen.

Die Stadt Magdeburg wurde nun auf eine doppelte und harte Probe gestellt. Sie stand in entschiedener Feindschaft mit dem Domcapitel, hatte sich dahingegen des Administrators angenommen, sogar den Hansestädten in den Jahren 1623—25 den freilich vergeblichen Vorschlag gemacht, ein enges Bündniß zu erneuern und jene darin mit aufzunehmen. Doch hatte sie, getreu der bisherigen Ueberlieferung, auch jetzt Christian Wilhelm gegenüber ihre Selbständigkeit bewahrt. Mochten auch dessen Ermahnungen, der Thaten ihrer Väter eingedenk zu sein, in schmeichelhaften Worten sogar aus eigenem Munde ertönen: der Magistrat der Stadt weigerte sich hartnäckig Antheil an dem Kriege gegen den Kaiser zu nehmen, oder Truppen des Landesherrn, oder gar des Dänenkönigs in die Mauern aufzunehmen. Die Stadt wollte eben nach allen Seiten ihre Neutralität wahren, und nur zu diesem Zweck geschah es zunächst auch, daß von ihr 800 Mann angeworben und das nöthige Kriegsmaterial in ihrem Zeughause vervollständigt wurde. Dem Kaiser aber gefiel anfangs diese Haltung durchaus. Wiederholt gab er durch besondere Schreiben und gnädige Antworten an Abgeordnete der Stadt in den Jahren 1626 und 1628 seine Zufriedenheit zu erkennen. Aber der Sinn Kaiser Ferdinands änderte sich, als der Magistrat von Magdeburg nun auch genöthigt wurde, gegen seine Truppen zu verfahren, wie gegen alle anderen.

Seit Mitte 1625 hielt Wallensteins zügellose Armee das ganze Erzstift, mit Ausnahme der Stadt, für den Kaiser besetzt. Mehrfach verlangte er auch von jener die Aufnahme kaiserlicher Truppen, fand

aber dann immer eine ganz entschiedene Weigerung. Anfänglich, so lange noch bewaffnete Schaaren der protestantischen Union in der Nähe waren, zeigte sich nun Wallenstein darüber nicht sehr erzürnt; später aber, als das Glück der Waffen den Uebermuth vermehrte, wurde von seinen Unterfeldherrn die beharrliche Widersetzlichkeit der Bürger mit offener Feindschaft erwidert. Sie untersagten die Zufuhr nach der Stadt, erhoben auf dem Lande deren Renten und Zinsen, hinderten sogar den Fischern die Schifffahrt auf der Elbe. Im Januar 1629 erfolgte dann die Aufforderung kaiserliche Truppen einzunehmen, noch einmal und sehr nachdrücklich. Auf die abermalige, bestimmte Weigerung antwortete der kaiserliche Feldherr im März mit der Blokade der Stadt, und als sich die Bürger nun zur Wehr setzten, waren sie bereits in den Augen des Kaisers Rebellen und Aufrührer. Wallenstein aber belagerte die Stadt vergeblich, zog dann, nach dem Empfang einer Lösesumme von 10000 Thalern, Ende September wieder ab. Seine Truppen aber hausten vor wie nach in der ganzen Umgegend.

Als wichtigste Folge dieser Belagerung ist zunächst die Beendigung des guten Verhältnisses der Stadt zum Kaiser anzusehen. Daneben hatte dieselbe aber auch eine in der Bürgerschaft bereits seit 1622 bestehende große Erregung der Gemüther sehr verstärkt und wesentlich gegen den Magistrat gekehrt. An der Spitze der Unzufriedenen standen ein Oberst Schneidewin, mehrere lutherische Geistliche, ein Kaufmann Pöpping u. a., die sämmtlich Anhänger des Administrators waren und schon aus diesem Grunde dem Rathe einen Vorwurf daraus machten, daß er sich nicht näher an die Protestanten angeschlossen; die Prediger deuteten sogar mehrfach von der Kanzel herab an, der Rath sei im Einverständniß mit den Kaiserlichen, bestehe aus Verräthern. Die Unruhe steigerte sich bereits während der Belagerung so sehr, daß Abgeordnete der Hanse sich einmischen mußten und im Juli 1629 den Rath bewogen, sich nach den achtzehn Vierteln der Stadt, unter dem Namen der Plenipotenzen provisorisch achtzehn von der Bürgerschaft gewählte Vertreter derselben zuzugesellen. Nach Aufhebung der Belagerung wurde dann diese Bestimmung wieder verändert und unter Vermittlung der Hanseabgeordneten im März 1630 ein ganz neuer Rath eingesetzt, wobei die Verfassung der Stadt, welche seit

300 Jahren bestanden, nach mehr demokratischen Prinzipien umgestaltet, auch die Verwaltung vereinfacht wurde. Für die nächste Folge war es entscheidend, daß durch diese Veränderung die bisherige Opposition, welche ja einen engern Anschluß an die Vorfechter des Protestantismus erzielen wollte, die Oberhand bekommen hatte. Sie wurde in ihrer Gesinnung auch dadurch bestärkt, daß die Stadt, trotz der Aufhebung der Belagerung, von den kaiserlichen Truppen noch immer viel zu leiden hatte, und daß der Kaiser ihnen durch die Ernennung seines Sohnes zum Erzbischofe von Magdeburg zumuthete, sich einen katholischen Landesherrn gefallen zu lassen. Die Katholiken in der Stadt jubelten bereits hierüber und verlangten trotzig die Herausgabe aller mit Protestanten besetzten Pfründen, als auch für den neuen Erzbischof die Huldigung verlangt wurde. Nun war aber solche bisher immer möglichst verweigert, weil die Stadt darin ein Mittel sah, sich der Landesherrschaft zu entziehen und vom Kaiser die Reichsunmittelbarkeit zu erhalten. Jetzt lag aber die Sache so, daß durch die Weigerung der Huldigung zugleich Kaiser und Landesherr beleidigt wurden. Und doch schien dieses den meisten noch vortheilhafter zu sein, als eine Anerkennung des Erzbischofes, wodurch man nicht allein der Landesherrschaft wieder mehr unterworfen wäre, sondern auch das protestantische Wesen in große Gefahr gebracht hätte. Auf diese wachsende Abneigung gegen die katholische, auf diese steigende Zuneigung zu der protestantischen Sache, auf diese Besetzung des Rathes mit Anhängern seiner Partei, stützte der Administrator Christian Wilhelm seinen Plan.

Er war, nachem die Union unterlegen, nach Schweden zu Gustav Adolf gegangen. Von hier begab er sich nach Hamburg, um Truppen anzuwerben, die sich dem Schwedenkönige, der im Juni 1630 in Pommern gelandet, anschließen sollten. Letzterer hatte des Markgrafen Plan, sich wieder im Erzstift festzusetzen, gebilligt, dabei jedoch gerathen, die Sache nicht zu übereilen, lieber zum Scheine erst mit dem Kaiser über Restitutionen zu verhandeln, damit er selbst erst festen Fuß in Deutschland fasse. Allein Christian Wilhelm zog einen directeren Weg vor. Er knüpfte Verbindungen in Magdeburg an und suchte dann, wie früher, den Magistrat zu bewegen, eine Besatzung seiner Truppen aufzunehmen und sich fest an seine und des Schweden

Sache anzuschließen. Aber, getreu der früheren Politik, verweigerte auch der neue Rath, obwohl jetzt von dem Administrator sicher keine landesherrlichen Uebergriffe zu befürchten, auf solche Vorschläge einzugehen. Die Verhandlungen giengen noch hin und her, als der Administrator endlich, trotz Abrathen des schwedischen Gesandten Stalmann, den Beschluß faßte, sich mit diesem heimlich nach Magdeburg zu begeben und so seine Angelegenheit in eigner Person zu betreiben. Unerkannt kamen beide am Abend des 7. August 1630 in Magdeburg an. Stalmann nahm sofort seine Bemühungen wieder auf, den Rath zum Anschluß an Gustav Adolf zu bewegen; der Administrator dagegen hielt sich noch bis zum 11. August verborgen, zog dann, unter dem Zujauchzen des streng protestantischen Volkes, zur Domkirche, machte hier den Gottesdienst mit und verhandelte Nachmittags persönlich mit dem Rath über seine Aufnahme und den Anschluß an die Schweden. Nach einer stürmischen Sitzung beschloß man, die Stadt solle dem Schweden offen stehen. Wenige Tage darauf wurde darüber ein Vertrag aufgesetzt, den Gustav Adolf am 26. August ratificirte. Danach sagte die Stadt zu, den König sowohl als auch den Administrator während des Kriegs in ihre Mauern aufzunehmen, deren Truppen den Durchzug — wegen des Ueberganges über die Elbe von großer Wichtigkeit — zu gestatten, auch 500 Mann davon Quartier nicht zu verweigern, sich überhaupt den beiden anzuschließen. Dafür sagte ihr der König seinen Schutz zu, versprach auch Stadt und Bürgerschaft nicht zu beschweren, vielmehr auf alle Weise zu fördern und bei ihren Rechten zu erhalten.

Christian Wilhelm rührte sofort die Werbetrommel, und schon nach wenig Tagen konnte er Feindseligkeiten gegen die verhaßten Kaiserlichen ausüben. Diese aber wandten sich alsbald mit erhöhtem Grimm abermals gegen die Stadt, die durch die Aufnahme des geächteten Administrators die Anerkennung des Erzbischofs Leopold Wilhelm entschieden verweigert und mit dem Kaiser so offen wie möglich gebrochen hatte. Aber auch mit dem Kurfürsten von Sachsen, der noch immer seinem Sohne August das Erzstift zu verschaffen suchte, und dessen Rath noch vor kurzem begehrt worden war, war nun die Stadt Magdeburg in arge Spannung gerathen. Am 24. November gab der Kaiser seine entschiedene Mißbilligung zu erkennen. Die Bürger antworteten ausweichend am 10. December. Noch in demselben Mo-

nate nahmen sie einen hohen Officier von dem Feinde des Kaisers, von dem Schwedenkönige, als ihren Commandanten in die Stadt. Offener konnte dem Kaiser nicht abgesagt werden.

Der schwedische Hofmarschall und Obrist Dietrich von Falkenberg, ein geborener Hesse, fand Magdeburg, wohin er von seinem Könige geschickt wurde, schon dicht von Feinden umgeben. Nur unter der Verkleidung als Schiffer gelang es ihm, in die Stadt zu kommen. Falkenberg, dem alsbald die ganze Oberleitung übertragen, und von dem selbst ein schroffer Gegner sagt, er habe sich als Mann gezeigt, entwickelte sogleich eine große Thätigkeit. Er vermehrte die Truppen in der Stadt sehr beträchtlich und begann mit lebhaftem Eifer die Befestigungen auszubessern und erweitern zu lassen. Die Außenwerke schob er weit nach Süden vor, um auf solche Weise die Verbindung mit Sachsen, von wo ihm am meisten Munition, Mundvorrath und Söldner zuflossen, zu decken. Allein der Obrist sah doch schon sehr bald ein, daß seine Lage recht bedenklich sei. Trotz glücklicher Werbung gebot er am 17. März 1631 nur über etwa 2000 Mann, weßhalb die Bürger auf den weitläuftigen Werken den Dienst mit versehen mußten. Er schrieb schon damals seinem Könige: „Bei uns ist wenig Rath, wir leben in diem." Mit dem Verhalten von Magistrat und Bürgerschaft war er im allgemeinen zufrieden, obwohl sie ihm, wie wir anderweitig wissen, nicht ganz zu Willen gewesen. Wenn Falkenberg auch nicht verzagte, so mußte er doch seine größte Hoffnung auf Entsatz durch den König setzen, der von diesem aber früher auch schon auf das bestimmteste versprochen war.

Denn um die Zeit, als der Obrist jene Briefe schrieb, war die Stadt bereits durch einen größern Heerhaufen blokirt. Wallenstein, der die Bürger früher gepeinigt, war allerdings jetzt durch seine Widersacher gestürzt; aber Tilly, der nun auch das Obercommando über die kaiserlichen Truppen übernommen, hatte bereits im November in Hameln Kriegsrath gehalten und hier die Frage erörtern lassen, wie Magdeburg dem Kaiser wohl wieder unterworfen werden könnte? Heißblütig meinte der General Graf Pappenheim, der, wie Tilly, in dem Platze das „Fundament und Centrum" des Krieges sah, 2000 Mann zu Fuß und 300 Reiter wären genug, um die Stadt wieder zur Besinnung zu bringen. Tilly bestimmte einstweilen 4000 Mann zu

diesem Zwecke und entsandte Pappenheim mit dieser Schaar. Der Graf von Mansfeld, welcher mit 2000 Mann in der Nähe Magdeburgs stand, wurde außerdem an die Befehle Pappenheims gewiesen. Langsam folgte Tilly mit dem Hauptheere. Am 29. December war er in Halberstadt, von wo er die Bürgerschaft auffordete, sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen, womit natürlich eine Anerkennung des katholischen Erzbischofs verbunden gewesen wäre. Auch an Christian Wilhelm schrieb der Generalissimus gleichzeitig, mußte aber von ihm hören, er sei nicht gewillt, sich seine wolerworbenen Rechte als deutscher Reichsfürst schmälern zu lassen. Falkenberg suchten die Kaiserlichen zu bestechen. Den Ueberbringer ähnlicher Anträge würde er künftighin aufknüpfen lassen, lautete dessen Antwort.

Während diese Verhandlungen gepflogen wurden, war Tilly an Magdeburg mit kurzer Rast vorbeigezogen, um die Fortschritte Gustav Adolfs in Brandenburg und Pommern zu hemmen. Vergeblich versuchte er den bedeutend schwächern Schwedenkönig zu einer offenen Feldschlacht zu bringen. Ende März zog er wieder gegen Magdeburg, das von Pappenheim in der letzten Zeit nur schwach bedrängt war. Am 5. April 1631 war er bereits mit seinen 30000 Mann, darunter 7000 Reiter, ganz in der Nähe der Stadt. In den nächsten Tagen begann der Kampf um die Außenwerke, welche bis Ende des Monats sämmtlich von den Kaiserlichen genommen waren. Da es Falkenberg an Truppen fehlte, hatte er bereits vor diesem Verluste Anstalten getroffen, um den Umfang der Vertheidigungswerke zu vermindern, und deßhalb, gemeinsam mit dem Administrator, dem Rathe vorgeschlagen, die Vorstädte, zuerst die Sudenburg, dann auch die Neustadt niederzubrennen, deren Besatzung aber zur bessern Vertheidigung in die Stadt zu rufen. Widerwillig und zögernd war der Magistrat darauf eingegangen. Noch im Monat April wurden beide Vorstädte den Flammen preisgegeben. Um so nachdrücklicher und lauter umbraus'te nun der Kriegslärm die eng eingeschlossene Stadt.

Wohl begreiflich, daß sich jetzt die Bürgerschaft von Tage zu Tage mehr nach Entsatz sehnte. Als Falkenberg sich eingeschlichen, hatte er die Nachricht gebracht, sein König werde jedenfalls bald zum Entsatz herankommen, ja er habe ihm noch beim Abschied gesagt, er werde vielleicht noch früher die Stadt betreten, als er, Falkenberg.

Da dieses nun aber doch nicht geschehen, ermahnte der thatkräftige Obrist weder Hände noch Füße sinken zu lassen, denn der Zustand von Magdeburg sei doch wahrlich nicht so, daß der König nöthig habe, dieserhalb seine Armee zu hasardiren und in Gefahr zu stürzen, worunter die Stadt selbst zu leiden haben würde. Falkenberg sprach hiermit einen Gedanken aus, der ohne Zweifel weit verbreitet war, auch des Königs Handeln beeinflußte. Magdeburg wurde für eine äußerst starke Festung gehalten und hatte sich ja als solche, wie früher gegen Moritz von Sachsen, so noch vor wenig Monaten gegen Wallenstein bewährt. Auch der spätere Sturm zeigte ihre Stärke. Wohl war es daher berechtigt, daß Gustav Adolf die Gefahr für nicht so dringend hielt, und sich demnach, den politischen und militärischen Erwägungen gemäß, die ihn erfüllten, den Rücken zu decken suchte, bevor er zum Entsatze der Stadt schritt. Dieses aber war nicht so schnell zu bewerkstelligen, denn seine kostbare Zeit wurde noch immer durch Verhandlungen über den Anschluß der norddeutschen Fürsten in Anspruch genommen. Der alte Bogislav von Pommern freilich hatte sich bald gefügt. Aber der Kurfürst von Brandenburg, erfüllt von Mißtrauen gegen Gustav Adolf und von Furcht gegen den Kaiser, machte viele Schwierigkeiten, wollte dem Könige namentlich die wichtigsten Festungen seines Landes nicht einräumen, in deren Besetzung dieser aber gerade jene Sicherung sah, deren er bedurfte, um den Ausgang des Zuges zum Entsatze von Magdeburg zu decken. Erst am 7. Mai bekam Gustav Adolf seinen Willen, indem da erst der Kurfürst den Schweden die Festung Spandau, allein vorläufig nur bis zur Erreichung des nächsten Zieles, bis zur Befreiung von Magdeburg einräumte. Nachdem der König dieses erreicht, traf er sofort seine Anstalten, um die hart bedrängte Stadt zu erlösen. Ueber Potsdam und Brandenburg gedachte er zu ihrer Hilfe heran zu ziehen. Kaum aber in Potsdam angekommen, erhielt er die Kunde von der Einnahme und furchtbaren Zerstörung Magdeburgs. Nun aber waren Gustav Adolfs Vorbereitungen ebenso vergeblich gewesen, wie die wohlbegründeten Hoffnungen der Magdeburger, die durch Briefe und Boten stets über dessen ernsten Willen ihnen zu helfen, unterrichtet waren.

Auch an den Kurfürsten von Sachsen haben sich die geängstigten Bürger mit dringender Bitte um Entsatz gewandt. Truppen hatte

der freilich genug, und nach den zu Leipzig im März gefaßten Beschlüssen mußte es doch einmal zum Bruch mit dem Kaiser kommen, so daß diese Rücksicht ihn wenig binden konnte. Damals aber wollte der Kurfürst solches noch vermeiden und für die Magdeburger, die seinem Sohne die Anerkennung versagten, sich zu dessen Gegner Christian Wilhelm hielten, war er überhaupt nicht gewillt, etwas zu thun. So blieben denn die Bürger auf sich, Falkenberg und ihre Mauern angewiesen.

Die Gefahr wuchs täglich. Die achtzehn Viertel der Bürgerschaft waren jetzt von Falkenberg zum regelmäßigen Dienst mit herangezogen. Tilly merkte wohl, daß es schlecht um die Vertheidigung stehe. Am 4. Mai forderte er in besondern Schreiben den Rath, den Administrator und auch den schwedischen Stadtcommandanten auf, sich in Anbetracht der hilflosen Lage zu ergeben. Doch sind die Briefe nicht mit dem trotzigen Uebermuthe eines Siegers geschrieben. Bei ihrer Entwerfung ist offenbar die Furcht vor dem heranrückenden Gustav Adolf, der gerade damals durch die Erstürmung von Frankfurt und Landsberg den Kaiserlichen eine Probe seiner Kriegskunst gegeben, nicht ohne Einfluß gewesen. „Ich habe, schrieb Tilly später, mir wohl keine anderen Gedanken gemacht und gewiß dafür gehalten gehabt, denn es würde der König in Schweden diese Stadt entsetzen.“ In der Stadt jedoch verzweifelten viele, viele andere ergriffen gern diese Gelegenheit, um mindestens Zeit zu gewinnen. Es wurde von dieser Seite der Vorschlag gemacht, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sowie die Hansestädte mit zu den Berathungen heranzuziehen, zu welchem Zwecke sich die Stadt für ihre Gesandten Paß und Repaß von dem feindlichen Feldherrn ausbat. Darüber sind dann mehrere Briefe gewechselt, bis Tilly am 18. Mai schrieb, er wolle zwar gern die Pässe senden, allein es sei sicher zu solchen Verhandlungen, die ja doch vergeblich, zu spät. Der Trompeter, welcher diese Antwort überbrachte, war am Morgen des 20. Mai noch in der Stadt. Der Wichtigkeit der Sache wegen hatte der Rath vorgezogen, die ganze Bürgerschaft am 19. Mai zu befragen, ob sie sich mit Tilly in Tractate einlassen wolle oder nicht? Die achtzehn Viertel sprachen sich verschieden aus; etliche für Verhandlungen, etliche dagegen, etliche wollten die ganze Sache dem Rathe anheim stellen, und das geschah denn auch ganz von selbst. In der Nachmittagszeit des 19. Mai

versammelten sich die Väter der Stadt, hörten hier noch gar durch den Schutzherrn Guericke, daß die Werke an manchen Stellen sehr bedenklich gelitten, und beschlossen schließlich nach manchen Hin- und Widerreden auf die von Tilly vorgeschlagenen Unterhandlungen einzugehen. Als Falkenberg hiervon hörte, bat er den Abschluß der Sache bis zum andern Morgen 4 Uhr zu verschieben; alsdann wolle er sich auch auf dem Rathhause einfinden, so daß man gemeinsam über die Tractate handeln könne. Der Vorschlag des Obristen wurde vom Rathe angenommen.

Während dieses in der Stadt geschah, hatte draußen der alte Tilly, der sich zweifelsohne keinen Erfolg von den Unterhandlungen versprach, seinen Kriegsrath versammelt. Wohl waren freilich große Vortheile gegen die Stadt erreicht worden. Pappenheim hatte noch vor wenig Tagen mit Erfolg ein Rondel am Fischerthor beschossen, Mansfeld durch eine Miene eine starke Schanze niedergeworfen; bis dicht an die Mauern standen die Kaiserlichen Truppen: allein die sauerste Arbeit war doch noch zu thun, und dem kriegserfahrenen Oberfeldherrn erschien deren Ausgang noch immer im höchsten Grade zweifelhaft. An zwei Stellen mußte vorzüglich der Angriff geschehen. Von der einen aber, die auch nicht erstürmt, war sehr wohl bekannt, daß hier ein so „sehr hohes Bollwerk, daß, wenn gleich die Stadtmauer erstiegen und eingenommen, man doch noch nicht auf dem Bollwerk wäre“; von der andern wußte Tilly, daß hier, obwohl Pappenheim bereits an den Palisaden stand, doch nur „durch ein enges Pförtlein eines Thurmes“, „das Bollwerk und der Wall“ zu ersteigen sei. Doch mußte die Sache zu Ende gebracht werden, denn Gustav Adolf rückte nun wirklich heran. Sein Eintreffen wurde von den Kaiserlichen täglich, ja stündlich befürchtet. Tilly mußte es meiden, sich von ihm in der weitläuftigen Stellung vor Magdeburg überraschen zu lassen. Es scheint doch hiermit in der That zusammen zu hängen, daß der alte Feldherr am 19. Mai, zur nicht geringen Freude der Magdeburger, einige Stücke von der Seite der Sudenburg abfahren ließ und später dem Kriegsrathe vollen Ernstes die Frage vorlegte, ob man abziehen oder einen Sturm wagen solle? Tilly selbst scheint der Ansicht gewesen zu sein, die Belagerung müsse aufgegeben werden. Ungestüm soll dann aber Graf Pappenheim Sturm, und zwar bereits für die

Frühe des folgenden Tages, verlangt haben. Der Oberbefehlshaber gab, nachdem die andern Kriegsleute dem kühnen Dränger zugestimmt, seine Einwilligung, und so wurden in der Nacht vom 19. auf den 20. Mai in aller Stille bei den Kaiserlichen Anstalten gemacht, um die Stadt am frühen Morgen des folgenden Tages mit stürmender Hand zu nehmen. Als jedoch Pappenheim und die andern Unterbefehlshaber zu der verabredeten Zeit auf das Zeichen zum Angriff harrten, erhielten sie, wie erzählt wird, anstatt dessen eine neue Ladung zum Kriegsrath. Die Bedenken des alten Tilly waren, — zum besten Zeichen, daß es wahrlich nicht schlecht um Magdeburg stand — wieder in aller Stärke aufgewacht. Da aber der Kriegsrath auch jetzt bei seiner Ansicht verblieb, wurde eingeworfen, nunmehr, wo es schon lichter Tag, sei es doch bereits zu spät, um zu stürmen. Allein ein alter italienischer Obrist soll anderer Meinung gewesen sein und auf das Beispiel von Mastricht hingewiesen haben, welches Alexander Farnese gleichfalls am Tage erstürmt. Das habe, so heißt es, den Ausschlag gegeben. Abermals wurde der Sturm beschlossen, und Tilly versprach um sieben Uhr durch sechs Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff zu geben. Die Losung sollte „Jesus Maria“ sein.

In der Stadt unterhandelten während dessen Falkenberg und der Rath. Jener war durchaus nicht geneigt auf die Vorschläge des kaiserlichen Feldherrn einzugehen, wollte vielmehr die Vertheidigung der Stadt seinerseits mit aller Macht fortsetzen. Als ihm noch vor wenig Tagen die unerfreuliche Kunde gebracht war, das Pulver sei bald gänzlich verbraucht, ergriff er gleich energische Maßregeln, um mit Hilfe des noch reichlich vorhandenen Salpeters den Mangel zu ersetzen. Sorgsam ließ er auch während dieser Nacht, vom 19. zum 20. Mai, die Wälle bewachen, zeigte selbst dabei die gewohnte Thätigkeit, war hier und dort, bis er sich zu der gestern verabredeten Sitzung nach dem Rathhause begab. Es wird das etwas später gewesen sein, als er selbst am Tage zuvor vorgeschlagen. Auf den Festungswerken wurde es gleichzeitig bei Tagesanbruch leerer. Ermüdet von dem häufigen Nachtdienst und keine Gefahr aus dem ruhigen Lager der Feinde ahnend, verließen die Bürger größtentheils die Wälle, welche in Folge davon nur schwach besetzt waren. Die ausgestellten Wachen aber gaben sich zum nicht geringen Theil einer verderblichen Sicherheit hin, so daß

sie mehr mit Nebendingen als mit den Pflichten ihres Amtes beschäftigt waren.

Nicht so auf dem Rathhause. Hier hatte sich in einem Zimmer der Magistrat versammelt, in einem andern bemühte sich Falkenberg, dem Stalmann und die Räthe des Administrators, welche beide anwesend, sicher beigepflichtet, den von dem Magistrate deputirten Herren zu beweisen, daß gewiß bald Entsatz durch den Schwedenkönig kommen werde, und daß deßhalb jede Stunde Zögerung mit einer Tonne Goldes nicht zu bezahlen sei. Er hatte bereits eine gute Weile mit Heftigkeit geredet, als der Rath aus dem benachbarten Zimmer sagen ließ: es sei ihm gemeldet, daß der Feind sehr stark in die niedergebrannten Vorstädte ziehe. Ein Bürger bestätigte bald vom Walle her diese Nachricht und fügte hinzu, hinter allen Hügeln und Gründen hielte es voll Reiter. „Ich wollte, daß sichs die Kaiserlichen unterstehen und stürmen möchten, sie sollten gewiß also empfangen werden, daß ihnen übel gefallen würde," war des tapfern Obristen Antwort, und ruhig fuhr er dann, um hier erst seiner Sache gewiß zu sein, fort in der Aufzählung all der Gründe, die er gegen eine Capitulation vorzubringen hatte. Da plötzlich blies der Wächter auf St. Johannisthurm Sturm und steckte die weiße Kriegsfahne aus. Es wird um 7 Uhr gewesen sein.

Wie Ruhe in der Stadt, so war Schwung im feindlichen Lager. Zu der verabredeten Zeit gab Tilly nicht, wie er versprochen, das Zeichen zum Angriff. Pappenheim aber vermochte jetzt die innere Glut nicht mehr zu bändigen; auf eigene Verantwortung brach er los. Ihm war der Sturm auf die Nordseite der Stadt zugewiesen, wo ehemals die Neustadt gelegen. An zwei Stellen führte er hier seine Schaaren zum Angriff vor. Kroaten ritten um das früher beschossene Rondel und gelangten so an das Fischerthor, welches geöffnet von den Fischern vertheidigt wurde. Bald waren diese überwältigt und mußten dem Feinde den Weg frei geben, der sich nun plündernd auf die benachbarten Häuser des Stadttheiles warf. Gegen den neustädter Wall drang Pappenheim selbst mit zahlreichen Truppen vor. Die Besatzung war hier gewohnt, den Feind sehr nahe zu haben. Daher ist sie auf die Nähe der Gefahr weniger aufmerksam gewesen, woraus sich die große Ueberraschung bei dem plötzlichen heftigen An-

prall erklärt. Um Lunten zu sparen, an denen empfindlicher Mangel, waren nur die der Schildwachen angezündet. So konnten nur die letzteren sich zur Wehr setzen, die Uebrigen aber hatten zu gleicher Zeit zum Gewehr zu greifen, die Lunten anzuzünden und zu widerstehen, was ihnen nicht nur unmöglich war, sondern auch bewirkte, daß sie, die sonst zu den besten Soldaten gehörten, nun gar nichts zu ihrer Vertheidigung thaten, sich vielmehr eilends durch jenes enge Pförtlein, an welches Tilly früher gedacht, auf höher gelegenere Befestigungen zurückzogen. Gleichzeitig mit ihnen drang hier der Feind vor, fand eine Versammlung in Morgenandacht versunken, überwältigte sie, stürmte weiter und war nun bald im Besitz des neustädter Walles. Von zwei Seiten her konnte Pappenheim jetzt Nachschub heranziehen. Und das war sein Glück, denn er fand bald verzweifelten Widerstand, so daß, nach seiner eigenen Aussage, hier zwei Stunden hindurch der Erfolg auf zweifelhafter Spitze stand.

Es war Falkenberg selbst, der sich dem kaiserlichen General entgegen warf.

Als der Wächter Sturm blies, wurde der schwedische Obrist auch bald von dem eigenen Pagen benachrichtigt, wie groß die Gefahr sei, daß der Feind sogar bereits auf den Mauern der Neustadt sein solle. Schnell traf er die erforderlichen Anordnungen, schwang sich aufs Pferd, holte von einer wenig bedrohten Stelle in eigener Person ein treffliches Regiment fort und warf sich, während die Trommeln gerührt und Sturm geblasen, Soldaten wie Bürger zur Vertheidigung geordnet wurden, selbst den Truppen Pappenheims mit aller Energie entgegen. Anfangs fehlte es nicht an Erfolg. Der Feind verlor hier etwa halb soviel Mannschaft, als sich in der Stadt überhaupt an ordentlichen Söldnern befanden. Die Bürger setzten sich dem feindlichen Vordringen tapfer und mit so anhaltendem Eifer entgegen, daß Pappenheims Plan, sie durch Anzünden zweier Häuser vom Gefechte abzuziehen und zum Löschen zu entfernen, keinen Erfolg hatte. Die Häuser brannten über eine Stunde lang, so erzählt ein Pappenheimer, hell wie ein Licht, aber die Bürger blieben trotzdem bei den Waffen. Als nun aber die Kaiserlichen immer mehr Truppen heran gezogen und zuletzt auch Reiterei auf den Kampfplatz geführt, da mußte ihrer Uebermacht wohl der Sieg gelassen werden.

Falkenberg wurde an der entscheidenden, doch nicht bekannten Stätte schwer verwundet, er ließ sich in ein benachbartes Haus tragen und hatte hier später den Flammentod zu erleiden. Auch ein anderer hoher Officier wurde bis auf den Tod verletzt. Das Volk aber, jetzt ohne Führer und hart bedrängt, wurde getrennt und geschlagen. Vergebens war es, daß schließlich noch der Obrist Aslar sein Reiterregiment und was er sonst hatte auftreiben können, dem Feinde entgegen warf. Auch er mußte der Uebermacht weichen. Noch weniger gelang es dem Magistrat, der vom Markte aus seine Befehle ertheilte, durch ausgeschickte Trommelschläger einen Accord vom Feinde zu erlangen. Von denen ist niemand wieder gesehen worden. Unaufhaltsam drang nun Pappenheim „mit Furie“ vor.

Schon damals, wie noch heute, zog sich die Stadt Magdeburg lang gestreckt an dem linken Ufer der Elbe hin. Die Verbindung Pappenheims mit Tilly, der an der südlichen Seite der Stadt stand, war daher nur schwierig zu unterhalten, und auch durch die andern Befehlshaber konnte der tapfere General so leicht nicht unterstützt werden. Lag nun schon aus diesem Grunde die Hitze des Kampfes eine lange Zeit allein auf Pappenheim, so war das doch noch mehr durch den späten und erfolglosen Angriff sämmtlicher andern Generale der Fall. Erst gegen acht Uhr, wo die Bürger nirgends mehr überrascht wurden, gab Tilly das verabredete Zeichen. Nun stürmten die Kaiserlichen von allen Seiten vor. Zunächst von Pappenheim fand der Herzog von Holstein einen sehr heftigen Widerstand, an dem sicher seine ganze Macht zu Schanden geworden, wenn nicht die Vertheidiger der Stadt schließlich von den schon eingedrungenen Kaiserlichen im Rücken angegriffen worden wären. So aber mußten die Tapfern auch hier endlich weichen, worauf das Krökenthor geöffnet wurde und nun dem Feinde einen bequemen Einzug bot. Doch wogte noch immer ein erbitterter Kampf in den Straßen der Stadt, bis Kanonenkugeln das wüste Knäuel von Bürgern und Soldaten auseinander trieben. Tilly selbst war es, der die Stücke hatte auffahren lassen. Es wird erzählt, Pappenheim habe dem alten Feldherrn seine glücklichen Erfolge gemeldet, an welche derselbe anfangs nicht habe glauben wollen. Bald aber begab er sich an die Nordseite der Stadt, ließ hier eine unbewachte Pforte erbrechen und drang nun an der Spitze getreuer

Mannen daselbst ein. So füllte sich die Stadt immer mehr und mehr mit kaiserlichen Kriegern. Noch immer wurden freilich die Wälle im Westen und Süden mit Macht vertheidigt, der kaiserliche General Graf von Mansfeld dabei sogar mit schwerem Verlust zurückgeschlagen. Aber so tapfer hier auch der Administrator in eigener Person kämpfen mochte, so mannhaft er auch dem Feinde, der ihm in den Rücken fiel, entgegen gieng: auch er mußte am Ende unterliegen und wurde, zugleich ausgeplündert und schwer verwundet, als Gefangener fortgeführt.

Durch den entsetzlichen Lärm machte sich gegen zehn Uhr das tausendfache Siegesgeschrei geltend: All gewonnen, all gewonnen. Magdeburg war erobert.

Nun trug sich aber, wie Tilly dem Kurfürsten von Baiern meldete, ein großes Unglück zu. Während die Mauern der Stadt noch von dem wildesten Kriegslärm wiederhallten, während hier noch gekämpft, dort von der entzügelten Soldateska die scheußlichen Rohheiten begangen, thierische Wildheit gezeigt, geplündert und wehrlose Bürger niedergemacht, allenthalben aber bereits die Häuser gewaltsam erbrochen und vom Keller bis zum höchsten Bodenraum von gieriger Hand nach Beute durchsucht wurden, während bis in den fernsten Winkel der Stadt Schrecken und Angst, Siegesjubel und die entsetzlichste Unordnung verbreitet waren, erhoben sich, nicht nur an der Stelle, wo Pappenheim zwei Häuser in Asche gelegt, sondern auch an vielen andern mächtige Rauchwolken, die, anfangs, wie es scheint, wenig beachtet, bald Freund und Feind zum Verderben gereichten. Gott will die Ketzer, so triumphirten die Papisten, nicht nur durch das Schwert, sondern auch durch Feuer verderben. Aber das höllische Element entzog ihnen selbst die beste Frucht ihres Sieges. Denn als sich nun bald, wie ausdrücklich bezeugt wird, ein starker Sturmwind erhob, dessen Richtung sich bald von der einen zur andern Himmelgegend veränderte, verbreitete sich die Flamme rasch über die ganze Stadt, so daß um Mittag schon an Löschen nicht mehr zu denken war. Es ist möglich, daß Pulvervorräthe, die in den Häusern der Bürger vertheilt, einigen Einfluß auf die rasche Verbreitung des Feuers geübt haben. Nachdem das feindselige Element nun aber zu solcher Heftigkeit gediehen, haben binnen wenig Stunden viele Menschen in

den Flammen ihren Tod gefunden; wohl an die 20,000 Bürger und Soldaten beider Parteien. Die übrigen wurden durch die Hitze aus der Stadt oder an eine der wenigen Zufluchtsorte getrieben. Tilly selbst, der am sudenburger Thor zu retten suchte, was zu retten war, befahl seinen Soldaten die Stadt zu verlassen; nur die Thore und ein Theil der Wälle blieben noch besetzt. Doch war die Wuth des entfesselten Elementes zu stark, um lange anhalten zu können. Schon am folgenden Tage durften sich kaiserliche Soldaten in den wüsten Trümmerhaufen wagen, der jetzt die Stätte bezeichnete, auf der einst die weitberühmte, herrliche Stadt Magdeburg gelegen. Aber die Luft war noch so mit Hitze und Rauch geschwängert, daß gar mancher die Beutegier mit dem Erstickungstode zu büßen hatte. Andere freilich sind glücklicher gewesen und schon an diesem ersten Tage in die verschütteten Keller gedrungen, um die Werthsachen ans Tageslicht zu holen, die hier von den Bürgern verborgen waren. Aus dem Schutte wurden dazu die Metallklumpen hervorgesucht, die des Feuers Gewalt gebildet hatte, und die nun lange Zeit ein gesuchter Handelsartikel waren. In den unterirdischen Räumen fanden die Soldaten noch viele Weine und andere berauschende Getränke. Da hat ihre Zügellosigkeit keine Grenze mehr gekannt, und indem sie dabei mit den „gebratenen“ oder erstickten Menschen unheimlichen Spott und Hohn trieben, haben sie sich durch ein dreitägiges wüstes Gelage schadlos gehalten für den Verlust der Beute, der ihnen durch die Zerstörung der Stadt verursacht. Das war die Hochzeit von Magdeburg, über die ein zeitgenössischer Dichter klagte:

Kein Türk, Tyrann noch Heide
Es ärger machen könnt,
Der Teufel in der Hölle
Erdenkt nicht solche Sünd.

Der alte Tilly wird kein Freudenfest angeordnet haben, seinen Sieg zu feiern. Wohl war er freilich ausgezogen, um Magdeburg seinem Kaiser wieder unterthänig zu machen; und diesen Zweck hatte er erreicht. Aber er hatte zugleich auch „das Fundament und Centrum des Krieges“ gewinnen wollen, und solches mußte das nächste Ziel der harten Waffenthat sein. Jetzt fand er anstatt dessen eine große Grabesstätte, „ein leeres Nest, das ihm nicht viel nütze“, und

in dem ihn drohende Gefahren nicht mal zu dem Genuß der Selbstbefriedigung einer eitlen Rache kommen ließen. Durch den Sieg verbesserte der General seine militärische Lage mit nichten. Er schrieb selbst an Maximilian: „Durch dieses Glück ist dem gemeinen Wesen noch nit geholfen, und hat gefahr khein end, weilen die protestirende Stend sich über dieses sonnder Zweifel in desto sterckhere verhassung stellen werden." Der Feldherr sah auch sehr wohl ein, daß die Folge der Eroberung, die Einäscherung der bedeutendsten Stadt Norddeutschlands, seiner Partei wie ihm selbst zum schweren Vorwurf in den Augen aller gereichen würde, die heimlich oder offen den Plänen der Liga widerstrebten. Die öffentliche Meinung, auf die damals von beiden religiösen Parteien viel Gewicht gelegt wurde, konnte sich nur mißbilligend abwenden von den Urhebern einer so grausen Kriegsthat. Und Tilly, mochte er auch ein noch so reines Gewissen haben, hatte aus jenem Grunde sogar wohl zu befürchten, daß der Kaiser und Kurfürst sich ihm ungnädig erzeigen würden, wenn er sich nicht von dem nahe liegenden Verdachte reinige, er habe das Unglück veranlaßt. Mit aufrichtig schwerem Herzen wird daher der alte Feldherr der befreundeten Infantin Isabella geschrieben haben: „Wohl war es ein ebenso bejammernswerthes als denkwürdiges Schauspiel eine so schöne und weitberühmte Stadt binnen wenig Stunden in die äußerste Verwüstung gebracht zu sehen." Und nicht nur durch Worte, auch durch Thaten hat Tilly bei dieser Gelegenheit eine Milde des Herzens gezeigt, die ihm sonst fern lag; doch war dieselbe freilich von früh an mit dem Bestreben verbunden, von sich den Verdacht der Schuld abzulenken und diejenigen damit zu belasten, welche selbst am schwersten durch das Geschick zu leiden hatten.

Am 22. Mai durchzog der General die Trümmer der von ihm besiegten Stadt. Nur der Dom und einige wenige andere Gebäude starrten aus dem Schutte hervor. Dorthin, zur Domkirche, wandte Tilly sein Pferd. Viele Unglückliche, die sich in das Gotteshaus geflüchtet, sahen mit bangen Herzen seiner Entscheidung entgegen. Er erzeigte sich gnädig, sagte seinen Schutz zu und ließ unter die Halbverhungerten Speise und Trank vertheilen. Drei Tage darauf betrat er wieder die Domkirche. Es galt durch ein feierliches Tedeum zu verkünden, daß Gott den kaiserlichen Soldaten den Sieg verliehen und

nun wieder nach der Weise der alten Kirche am Grabe Ottos des Großen verehrt werden solle.

Zu der Stunde, in welcher Tilly das schöne Recht der Gnade übte, waren bereits officielle Bericht von ihm unterwegs, auch in Wien und München die Nachricht von dem Siege zu verkünden. Beide Schreiben sind vom 21. Mai datirt und zum Theil wörtlich gleich. Doch enthielt Tilly dem Kaiser die ganze Wahrheit vor und gab mit auffallender Vorsicht keine Ursache der Feuersbrunst an. Es heißt von derselben nur: sie habe „wegen einzig großer Hitze und bei dem Tumult keineswegs gelöscht werden können, sondern das Unglück habe so weit um sich gefressen, daß die Stadt guten Theils eingeäschert worden". In dem Briefe an den Kurfürsten theilte Tilly zunächst die volle Wahrheit mit, daß nämlich „die ganze Stadt, ausgenommen des hohen Domstiftes und etzlich weniger Heußern in die Aschen gelegt worden". Daneben aber beschuldigte der Obergeneral in diesem Schreiben die Bürger, sie hätten „zu dem Intent, wie der Gefangenen Aussag insgemein verlautet, daß den unsrigen solche nicht zu gute kommen, die Stadt mit Fleiß und ex malitia durch hin und wieder eingelegtes Pulver in Brand gesteckt". Es hat Tilly offenbar viel daran gelegen, diese Nachricht zu verbreiten und ihr Glauben zu verschaffen. Noch etwas mehr ausgesponnen durch die Angabe, daß Falkenberg die Bürger oft ermahnt, so der Feind in die Stadt kommen sollte, möchten sie dieselbe in Brand stecken, damit er nicht bekomme und genieße, darnach er so lange gestrebt und geseufzt, und sie gar in das päpstliche Joch ziehe, — wurde jene Erzählung in periodisch erscheinenden Druckschriften sowohl als auch in einzelnen kleinen Flugblättern sofort nach der Einnahme verbreitet. Der ganze Inhalt, ja sogar viele einzelne Wendungen, die wörtlich den Berichten entnommen, beweisen, daß der Feldherr diese Darstellungen des Ereignisses veranlaßt hat, oder daß sie doch in seinem Sinn geschehen. Auch die Berichte mehrerer höheren Officiere des tillyschen Hauptquartiers sprachen sich in derselben Weise über den Ursprung des Feuers mit gleichen oder doch unter einander ähnlichen Redewendungen aus. Und auch diese Berichte sind zum Theil benutzt, um durch Flugblätter auf die öffentliche Meinung einzuwirken. So suchte Tilly und sein Anhang also die Nachricht zu verbreiten, Magdeburg sei

von seinen eignen Bürgern zerstört. Niemand konnte, was sonst so nahe lag, dem kaiserlichen Feldherrn aus der Zerstörung der Stadt einen Vorwurf machen, sofern jene Erzählung Glauben fand. Daher haben auch nur wenig seiner Publicisten es für erforderlich erachtet, noch eigens zu erklären, daß das Feuer „wider Ihre Excellenz Willen entstanden sei", oder „daß diese schöne Stadt Magdeburg nicht durch die kaiserlichen Soldaten" angezündet sei. Sosehr aber lag den Kaiserlichen daran, jenen Glauben über die Entstehung des Feuers zu verbreiten, daß sie nicht einmal groß darüber triumphirten, wie sich die Gnade und der Zorn Gottes doch so augenscheinlich kund gethan. Abgesehen von kurzen Berichten, die auch von jener Schuld der Magdeburger nichts sagen, wurde nur in einer officiösen Schrift, die Tilly bereits acht Tage nach der Eroberung veröffentlichen ließ, und die in ihrer vorsichtigen Haltung und Redewendung an den für den Kaiser bestimmten Bericht erinnert, davon gesprochen, daß die Stadt „von Gott dem Allmächtigen mit Feuer und Schwert zugleich auf einmal augenscheinlich gestrafft worden". Pappenheim schob später das Unglück auf „den gerechten Zorn und die Strafe Gottes", wodurch doch ebenso wohl die Anklage der Bürger ausgeschlossen war, als wenn ein hoher Offizier, nachdem er die Beschuldigung derselben vorgebracht, abwehrend mit den Worten fortfährt: „Ich aber halte in meiner Einfalt darfür, daß Gott diese hochmüthigen Rebellen nicht allein durch das Schwert, sondern auch durch das Feuer verderben und austilgen wollen, damit sich andere daran zu spiegeln haben."

So weit die Kaiserlichen.

Auch die Gegenpartei schwieg nicht. König Gustav Adolf ließ sogleich in einer Flugschrift die Gründe darlegen, weshalb er der unglücklichen Stadt nicht eher zu Hilfe gekommen. Den Verdacht, daß er den Untergang Magdeburgs gewollt, brauchte er nicht von sich zu wälzen; alle Welt wußte, daß er selbst schwer dadurch benachtheiligt war, so schwer, daß er wirklich gewillt gewesen, sich nach diesem Verlust gänzlich zurückzuziehen. Nur die dringende und inständige Vorstellung des Kurhofes in Berlin: er möge doch das Haus Brandenburg nicht dem sichern Verderben Preis geben, bestimmten den Schwedenkönig seinen Entschluß zu ändern.

Von den zahlreichen Bürgern Magdeburgs haben nur einige

Hunderte die Zerstörung ihrer Stadt überlebt. Sie schieden sich auch ferner in zwei Parteien, die „ganz heftig wider einander" waren. Da hätte es für diejenigen, welche „die Conjuncturen mit dem Herrn Administrator widerrathen", nahe gelegen, durch beweisende Thatsachen die allgemeine Anschuldigung ihrer Mitbürger und Falkenbergs, von Seiten der Kaiserlichen, zu begründen. Allein von ihnen scheint niemand das Wort ergriffen zu haben, selbst nicht als sie beschuldigt wurden, mit dem Feinde unter einer Decke gelegen zu haben. Wohl aber ist von den gut evangelisch gesinnten Bürger viel über den Hergang geschrieben worden. Jene Beschuldigung Tillys freilich haben auch sie wenig beachtet. Es stand dieselbe in zu argem Widerspruch mit dem ganzen Verlauf der Dinge, als daß sie einer besonderen Widerlegung bedurft hätte. Weil keine einzige beweisende Thatsache, noch irgend eine bestimmte Aussage von Gefangenen vorgebracht war, so genügte es vollkommen zu versichern, daß solches „nicht gläublich von den armen bestürzten Leuten, denen so viel Zeit nicht gelassen wurde, etwas solchergestalt zu verüben". Doch wurde freilich von dieser Seite sogar beklagt, daß die Angabe des Feindes nicht wahr sein könne, und daß deßhalb die Bürger darauf verzichten müßten, der Ehre der Numantier zu theil zu werden. Auch diese Magdeburger sprachen dann aber von der Strafe Gottes, die den „Mordbrennern und Räubern" nicht erlaubt, die Stadt acht Tage lang zu plündern.

Die Anschuldigung, den Brand verursacht zu haben, ist von den Bürgern jedoch gar bald umgekehrt und den Kaiserlichen zugewandt. Sie sollen die Stadt an 4, an 5, an 8, an 18, an 50, an 60 Orten angezündet, ja in jedes dritte, in jedes ausgeplünderte Haus eine Brandfackel geworfen haben. Wie Tilly sich auf „der Gefangenen Aussag", von denen aber niemand bezeugte, was er begehrte, so beriefen sich die Bürger auf die Erzählungen hoher kaiserlicher Officiere. Die Bürger werden dabei sicher nicht ermangelt haben, Nachrichten, die ihren Meinungen günstig waren, zu vergrößern; allein sie konnten doch auch eine beweisende Thatsache mit dem größten Rechte für ihre Annahme geltend machen. Daß Pappenheim den Befehl gegeben, einige Häuser anzuzünden, war nicht im geringsten zu bezweifeln. In weite Kreise ist die Kunde hiervon gedrungen, und kaum hält der eine

oder andere Schriftsteller es noch für erforderlich, einen leisen Zweifel darüber in übergroßer Vorsicht auszusprechen. Und während jener Befehl des kaiserlichen Generals auf solche Weise immer allgemeiner als die Ursache der Feuersbrunst angesehen wurde, tauchte noch, sicher durch diese Annahme hervorgerufen, doch sie bestätigend, das Gerücht auf, jene Anklage der Bürger sei des Pappenheim „pur lauter Andichten und Entschuldigung gegen Tilly“, um von sich dadurch die Schuld abzuwälzen. Der menschlichen Leidenschaft aber entsprach es, daß die obdachlosen Bürger die Schuld ihres Unglücks in einer militärischen Maßregel sehen wollten, die ein General im Geiste der Kriegführung seiner Zeit verhängte, um seinen Soldaten die sauere Arbeit zu erleichtern, und nur wenige mögen dabei noch so gerecht gewesen sein, wie der Schutzherr Guericke, der später in Bezug auf den Befehl Pappenheims schrieb: „Die gemeine Soldatesque habe nunmehr keine Diskretion und Aufhören in der Brandlegung gewußt.“ Die Magdeburger werden damals nicht, wie heute Droysen, mit gerechter Vorsicht ausgesprochen haben: „weder von Tilly, noch von Falkenberg, noch von den Bürgern selbst ist die Stadt dem Feuer geopfert worden. Aber angesteckt ist sie auf Pappenheims Befehl.“

Es darf aber hiermit kein Tadel ausgesprochen werden. Wohl mag freilich der Befehl Pappenheims zu der spätern Einäscherung der Stadt die erste Veranlassung gegeben haben. Allein nicht von dieser einen Stelle ist die große Feuersbrunst erwachsen, deren Raub Magdeburg geworden, denn ausdrücklich wird uns berichtet, daß die Flammensäulen an vielen und weit von einander entlegenen Stellen aufgelodert. Wer kann da untersuchen, wie sie an den einzelnen Orten entstanden! Mit großer Leidenschaft setzten sich die Bürger dem Eindringen der Feinde entgegen; die Gefährdung ihres Eigenthums, von Haus und Hof und heimischem Heerd vermochte nicht, sie zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen. An die Bekämpfung des entfesselten Elementes haben sie am wenigsten gedacht, erst Tilly traf hierzu später, zu spät, um dasselbe zu bändigen, einige nothdürftige Anstalten, durch welche der Dom gerettet wurde. Die Bürger kämpften erst; dann aber, als sie besiegt waren und „mit ihren Gewehren unter Ach- und Wehgeschrei in ihre Häuser eilten“, wurden sie hierhin von den kaiserlichen Soldaten, die „wie lebendige

Teufel an die Thüren schlugen", verfolgt, worauf sofort in den gutwillig oder mit Gewalt geöffneten Häusern die furchtbarste Plünderung begann. Mit brennenden Lunten setzte die zügellose Soldateska den Bürger bis zum letzten Versteck, bis auf den obersten Boden nach: wie manches Haus mag da unbedachtsam und unbemerkt den Flammen überliefert sein. Leicht brennbare Stoffe haben vielleicht hier und da die Gefahr auch vermehrt, vielleicht hat deren Entzündung Veranlassung gegeben, einem zögernden Bürger einen heilsamen Schrecken einzujagen, ihn so zu dem Geständniß zu bringen, wo seine Schätze verborgen. Daneben wird noch lange Zeit an vielen Orten der Stadt gekämpft sein, und da kann sehr wohl in dem wüsten Handgemenge von Streitern beider Parteien zu dem verzweifelten Mittel gegriffen sein, sich, ohne weitere Verabredung oder Befehl, durch das Anzünden naher Gebäude, dem hart andrängenden Feinde zu entziehen. An den Wällen werden auch die früher gelegten Minen, von deren Sprengung die Kaiserlichen berichten, in der Hitze des Kampfes zum Theil entzündet sein und Feuer umher gesprüht haben. Nachdem nun aber die Flammen schon an vielen Stellen aufgelodert, bedurfte es noch kaum des Sturmwindes, um es auch in Gegenden der Stadt zu tragen, die bis dahin noch unversehrt wie vom Feinde so auch vom verzehrenden Elemente geblieben waren [1]). Es werden demnach unzählige Ursachen dazu beigetragen haben, um die Feuersbrunst so stark werden zu lassen, daß sie die Stadt zerstören konnte. Leidenschaft und Gleichgültigkeit, Haß und Verzweiflung, Beutegier und Rohheit, und welche feindlichen Mächte sonst noch des Menschen Herz durchwühlen können: sie alle werden beigetragen haben, um des Feuers Gewalt zu entfesseln und überhand nehmen zu lassen.

Dann aber schien der Himmel selbst, entsetzt über die grause That, Sieger und Besiegte im Flammenmeer vernichten zu wollen. „Es stund ein großer Sturmwind auf; die Stadt ging an allen Orten mit Feuer an, daß auch ganz keine Rettung noch einige Hilfe war", heißt es in einem katholischen und in einem protestantischen Bericht: „Darzu ist Gottes Straff kommen, daß der

1) Ich erinnere an gleiche Erscheinungen bei dem Brande von Hamburg.

Wind bald von allen vier Orten der Welt sich erhoben und das Feuer mit Gewalt hin und her getrieben". Aehnliches wird von vielen erzählt. Der Sturmwind vollendete binnen wenig Stunden das Unglück der Stadt, indem er zu gleicher Zeit den Kaiserlichen ihren Siegespreis entzog. Er führte auch vollends dem Grabe die vielen Tausende tapferer und frommer Männer zu, von denen ein Dichter sang:

O Magdeburg, die Deinen
Viel Herzen fromm beweinen,
Die bis in Todt gestritten,
Um Gottes Wort gelitten.
